GENDER OPEN REPOSITORIUM

Aufbruch nach der Wende : Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern

Dölling, Irene

1993

https://doi.org/10.25595/157

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *Aufbruch nach der Wende : Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern*, in: Helwig, Gisela; Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992 (Berlin: Akademie Verlag, 1993), 397-407. DOI: https://doi.org/10.25595/157.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Frauen in Deutschland 1945–1992

Herausgegeben von
Gisela Helwig und
Hildegard Maria Nickel

Akademie Verlag

Redaktion: Kristina Petersen

MS 3000 H486 +4

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Frauen in Deutschland : 1945 – 1992 / hrsg.
von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel. –
Berlin : Akad. Verl., 1993
ISBN 3-05-002479-8
NE: Helwig, Gisela [Hrsg.]

Humboldt-Universität zu Berlin
Universitätsbibliothek
Zweigbibliothek Sozialwissenschaften
Clara-Zetkin-Str. 112
10117 Berlin

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1993
Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe.

Gedruckt auf chlorarm gebleichtem Papier.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden. Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen, Handelsnamen oder sonstigen Kennzeichen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, daß diese von jedermann frei benutzt werden dürfen. Vielmehr kann es sich auch dann um eingetragene Warenzeichen oder sonstige gesetzlich geschützte Kennzeichen handeln, wenn diese nicht eigens als solche markiert sind.

Satz, Druck und Bindung: Graphischer Großbetrieb Pößneck, O-6840 Pößneck

Printed in the Federal Republic of Germany

X 3274

Inhalt

Vorwort 7

Gisela Helwig
Einleitung 9

Kapitel I

Irene Dölling
Gespaltenes Bewußtsein – Frauen- und Männerbilder in der DDR 23

Waltraud Cornelissen
Traditionelle Rollenmuster –
Frauen- und Männerbilder in den westdeutschen Medien 53

Kapitel II

Sabine Berghahn
Frauen, Recht und langer Atem –
Bilanz nach über 40 Jahren Gleichstellungsgebot in Deutschland 71

Kapitel III

Jutta Gysi/Dagmar Meyer
Leitbild: berufstätige Mutter –
DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe 139

Sibylle Meyer/Eva Schulze
Frauen in der Modernisierungsfalle – Wandel von Ehe, Familie und
Partnerschaft in der Bundesrepublik Deutschland 166

Kapitel IV

Barbara Bertram
»Nicht zurück an den Kochtopf« – Aus- und Weiterbildung in Ostdeutschland 191

Barbara Hille
Geschlechtstypische Präferenzen und Benachteiligungen –
Weibliche Jugendliche in Bildung, Ausbildung, Studium 215

Kapitel V

HILDEGARD MARIA NICKEL
»Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR 233

FRIEDERIKE MAIER
Zwischen Arbeitsmarkt und Familie – Frauenarbeit in den alten Bundesländern 257

Kapitel VI

ANNE HAMPELE
»Arbeite mit, plane mit, regiere mit« –
Zur politischen Partizipation von Frauen in der DDR 281

WALTRAUD CORNELISSEN
Politische Partizipation von Frauen in der alten Bundesrepublik und im vereinten Deutschland 321

Kapitel VII

IRENE RUNGE
»Auf einmal war ich Ausländerin« – Erinnerungen an eine DDR 351

BERNHARD NAUCK
Dreifach diskriminiert? – Ausländerinnen in Westdeutschland 364

Kapitel VIII

IRENE DÖLLING
Aufschwung nach der Wende –
Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern 397

SIGRID METZ-GÖCKEL
»Permanenter Vorgriff auf die Gleichheit« –
Frauenforschung in Westdeutschland 408

Personenregister 427

Sachregister 429

Die Autorinnen und Autoren 435

Kapitel VIII

Irene Dölling

Aufbruch nach der Wende – Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern

Im Unterschied zu anderen Ländern des ehemaligen »sozialistischen Lagers«, die sich in der Transformation befinden, brachte der Herbst '89 in der DDR schnell eine autonome Frauenbewegung hervor. Das gab auch den zu dieser Zeit schon vorhandenen Ansätzen von Frauenforschung beziehungsweise feministischer Wissenschaft Auftrieb. Damals, als für eine kurze Zeit alles möglich schien, traten Frauen in der DDR mit Forderungen und Konzepten an die Öffentlichkeit, die auf eine Gesellschaft zielten, in der auch das Verhältnis der Geschlechter neu geordnet werden sollte. Die etablierten Strukturen männlicher Dominanz, Macht und Bevorteilung sollten der öffentlichen Kritik unterzogen und im Zuge einer umfassenden Demokratisierung überwunden werden. Nicht Bitten oder Forderungen an den Staat, sondern aktive und eigenständige Beteiligung an der politischen Willensbildung, gegründet auf vielfältige autonome Aktivitäten von Frauen, war die Devise der neuen Frauenbewegung. Wissenschaftlerinnen wollten mit ihrer Forschung diesen politischen und institutionellen Wandel unterstützen.

Tatsächlich gehörte zu den positiven Resultaten des Herbstes '89, daß Frauen mit dem »Unabhängigen Frauenverband« eine eigenständige Organisation in die entstehende politische Öffentlichkeit einbrachten, die hoffentlich auch in den sich neu formierenden gesellschaftlichen Strukturen mit ihren vielfältigen Basisinitiativen einen stetigen Einfluß auf die Ausbildung einer *civil society* nehmen wird. Und zu diesen Resultaten gehörte auch, daß sich in der Wissenschaftslandschaft der (ehemaligen) DDR Frauenforschung zu etablieren begann. Die Tatsache allerdings, daß Frauenbewegung und feministische Wissenschaft Aktivitäten einer Minderheit sind, während die große Mehrheit der DDR-Frauen sich nicht qua Geschlecht diskriminiert oder

benachteiligt fühlt und ein nicht unerheblicher Teil von ihnen traditionale Geschlechterrollen durchaus positiv bewertet, verweist auf Bedingungen und Zusammenhänge in der Lebenssituation der Frauen im östlichen Teil Deutschlands, derer sich Frauenbewegung und Frauenforschung bewußt sein müssen, weil sie die Gegenstände ihrer Forschung und ihr Selbstverständnis prägen.

Ich konzentriere mich im folgenden auf Frauenforschung, insbesondere auf ihre Etablierung an Universitäten und Hochschulen in der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft, die gegenwärtig völlig neu strukturiert und auch personell in großem Umfang erneuert wird. Ich werde zunächst auf die Frage eine Antwort zu geben versuchen, ob es in der DDR überhaupt eine Frauenforschung gegeben hat, werde dann auf Resultate und Schwierigkeiten bei der Etablierung von Frauenforschung an ostdeutschen wissenschaftlichen Einrichtungen zu sprechen kommen und abschließend einige Probleme behandeln, vor denen ostdeutsche Frauenforscherinnen gegenwärtig stehen.

I. Gab es Frauenforschung in der DDR?

Die Frage, ob es in der DDR vor der »Wende« überhaupt Frauenforschung gab, ist oft gestellt und durchaus unterschiedlich beantwortet worden. Insbesondere jüngere, »unbelastete« Frauen aus der autonomen Frauenbewegung neigten zum Beispiel in den heftigen Diskussionen, die nach dem Herbst '89 zum Alltag in der sich auflösenden DDR gehörten, dazu, aus einem durchaus begründeten Mißtrauen gegenüber allzu Wendigen, ein pauschales, verneinendes Urteil zu fällen. Ich gehöre zu denjenigen (WissenschaftlerInnen), die die Sache differenzierter sehen (was sicherlich auch mit meiner Zugehörigkeit zur »älteren« Generation und meinen Bemühungen um die Frauenforschung vor dem Herbst '89 zu tun hat[1]). Darüber hinaus hängt meines Erachtens die Antwort wesentlich von den Kriterien ab, die an Frauenforschung angelegt werden. Solche Kriterien sind für mich zum einen der theoretische Erklärungsansatz von Geschlechterverhältnissen und zum anderen ein klar formuliertes subjektives Forschungsinteresse, dem erstens die Annahme einer strukturellen Benachteiligung des weiblichen Geschlechts zugrunde liegt, und das zweitens darauf abzielt, Frauen in den Stand zu setzen, ihre eigenen Interessen aktiv wahrzunehmen.

Gemessen daran können die meisten Publikationen, die es in der DDR zur »Frauenfrage« gab, nicht als Ergebnisse von Frauenforschung bewertet werden. Es gab eine relativ umfangreiche, durch Staat beziehungsweise Partei geförderte Forschung[2], die sich mit Themen befaßte wie: Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft, weibliche Berufsmotivation und -qualifikation, Frauen in leitenden Positionen, Kinderwunsch und Gründe für Abtreibung, Lebensbedingungen alleinerziehender Mütter und Vorhandensein geschlechtstypischer Unterschiede in Sozialisation, beruflicher Laufbahn, Lebensorientierung und -konflikten. Das waren und sind selbstverständlich weiterhin wichtige Forschungsfelder, nur hatte die in der bisherigen »offiziellen« Forschung unreflektiert akzeptierte Ideologie von der *realisierten* Gleichberechtigung und der gelösten »Frauenfrage« im »realen Sozialismus« schwerwiegende Konsequenzen für die theoretischen Konzepte und die forschungsleitenden Interessen, die diesen Projekten zugrunde lagen. Mit der Unterordnung der »Frauenfrage« unter die

»soziale Frage« waren weiterreichende theoretische beziehungsweise ideologische Prämissen gesetzt:

- die in die Geschlechterverhältnisse strukturell »eingeschriebene« Hierarchie von Mann und Frau wurde als wichtiger und eigenständiger Aspekt vernachlässigt: Geschlechterverhältnisse wurden auf Klasseninteressen beziehungsweise auf »objektive ökonomische Erfordernisse« reduziert;
- die – durchaus konstatierte – Benachteiligung von Frauen wurde nicht in ihren ursächlichen Zusammenhängen mit den sozialökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnissen des Staatssozialismus analysiert, mit der Konsequenz, daß die Situation von Frauen bestenfalls als »verbesserungs-«, nicht aber als grundlegend kritik- und veränderungsbedürftig erschien;
- Geschlechterverhältnisse wurden nur linear aus den ökonomischen Bedingungen heraus interpretiert (z.B. der »Notwendigkeit« einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung in der Wirtschaft als Ausdruck – noch – unentwickelter Produktivkräfte), nicht aber in ihren Dimensionen als konkrete, alltägliche Erscheinungsformen von Herrschafts- und Machtverhältnissen verstanden. Dementsprechend fehlten in diesen Forschungen bestimmte Aspekte des alltäglichen Lebens von Frauen, wie z.B.: Gewalt gegen Frauen in der Ehe, alltäglich praktizierte Formen von Diskriminierung und sexueller Belästigung (am Arbeitsplatz, in der Öffentlichkeit), Frauen(körper) als Projektionsfläche »männlicher« Wünsche, Frustrationen, Utopien;
- Frauen wurden nicht als Subjekte mit eigenständigen Bedürfnissen gesehen, in deren Interesse Frauenforschung mit dem Ziel betrieben werden konnte, ihre Autonomie zu stärken, sondern größtenteils funktional, d.h. in erster Linie als Arbeitskräfte, als Gebärerinnen, als stabilisierender Faktor für Ehe und Familie.

Ähnliche Defizite müssen auch für die historisch angelegten Forschungen konstatiert werden, die sich bisher vornehmlich mit der »Frauenfrage als Teil der sozialen Frage« beschäftigten[3]. Auch hier war das alte Denkmodell vom Haupt- und Nebenwiderspruch konzeptionell bestimmend, indem die strukturelle Benachteiligung von Frauen bestenfalls – wie Hans-Jürgen Arendt es formuliert – als *»Erscheinungen* der Diskriminierung des weiblichen Geschlechts« und als *direktes* Resultat der »Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise« verstanden wurden, die dann folgerichtig mit der »Überwindung der Klassengesellschaft, der sozialistischen Revolution«[4] verschwinden würden. »Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung« – das meinte in erster Linie die Aufforderung, »blinde Flecken«, Lücken in der Geschichtsschreibung auszufüllen und bedeutete zugleich die vehemente Abwehr der »Ideologie des Neofeminismus«[5]; im Klartext: eines feministischen Wissenschaftsansatzes, der Geschlechterverhältnisse als eine wesentliche Strukturkategorie versteht und damit zugleich gängige Objektivitäts- und Rationalitätsmaßstäbe in den tradierten, »männlichen« Wissenschaften in Frage stellt[6].

Vor dem Herbst '89 haben einige Wissenschaftlerinnen in den Kultur-, Kunst-, Literatur- und Sprachwissenschaften, in der Soziologie und der Kulturgeschichte versucht, einen mehr oder weniger expliziten feministischen Ansatz in ihren Forschungen zu entwickeln. Sie fühlten sich einem theoretischen Zugang verpflichtet, der die Erforschung struktureller Ursachen für die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts als eine wesentliche »Achse« in die Analyse der jeweils untersuchten Gegenstände einschloß. Ihre Forschungen waren von dem Interesse getragen, Ge-

schlechterverhältnisse aus der Sicht von Frauen, mit dem Blick auf historisch produzierte, also auch veränderbare strukturelle Benachteiligungen von Frauen zu untersuchen. Die kulturellen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, ihre konkreten Erscheinungsweisen, z.B. in Literatur oder Bildender Kunst, und ihre Rolle bei der Etablierung und Stabilisierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen waren dabei wichtige Schwerpunkte. In der Regel waren dies mehr oder weniger geduldete und belächelte »Hobbyforschungen« von vereinzelt arbeitenden Wissenschaftlerinnen. Nur sehr wenige von ihnen, die bereits Hochschullehrerinnenstatus hatten, waren in der Lage, eigenständige Forschungsprojekte zu realisieren und entsprechend wissenschaftlichen Nachwuchs heranzubilden. Die ideologische Abwehr des Feminismus in der offiziell geförderten Forschung hat die Bemühungen dieser Wissenschaftlerinnen um eine produktiv-kritische Aneignung feministischer Wissenschaftsansätze aus »westlichen« Ländern zusätzlich erschwert.

Auch diese Forschungsansätze haben jedoch ihre Schwächen und Grenzen. Zum einen sind sie nicht aus einer »praktischen« Bewegung erwachsen, was ihnen einen stark »akademischen« Charakter gibt; zum anderen – und damit durchaus zusammenhängend – liegt ihnen nur eine unzureichende Analyse der Strukturen des »bürokratisch-administrativen« Staatssozialismus zugrunde, die gerade die Voraussetzung ist, um die Spezifik von Geschlechterverhältnissen im »real existierenden Sozialismus« und die Funktion von kulturellen Konstrukten von Weiblichkeit und Männlichkeit bei der Reproduktion *bestimmter* Herrschafts- und Machtverhältnisse zu erkennen. Besonders deutlich wird dieses Defizit selbstverständlich bei den Forschungen von Kulturwissenschaftlerinnen und Soziologinnen, die sich explizit mit patriarchalisch geprägten Geschlechterverhältnissen in der DDR beschäftigt haben. Hier ist auch nicht zu übersehen, daß funktionalistische Betrachtungsweisen nur teilweise überwunden wurden. Aber ich sehe dies auch als ein grundsätzliches Problem feministischer Forschung an, z.B. auf kulturhistorischem oder literaturwissenschaftlichem Gebiet, denn das forschungsleitende Interesse ist in jedem Fall durch die aktuelle Situation bestimmt: Wenn diese selbst ungenügend reflektiert ist, dann hat das Konsequenzen für die Aussagekraft jeder Forschung.

Die zahlreichen Bemühungen von Wissenschaftlerinnen, nach dem Herbst '89 an wissenschaftlichen Einrichtungen (an der mittlerweile aufgelösten Akademie der Wissenschaften, an verschiedenen Hochschulen und Universitäten in Berlin, Rostock, Halle, Leipzig, Dresden u.a.) Frauenforschung zu etablieren, waren daher von vornherein von Diskussionen darüber begleitet, was sich aus diesem »Erbe« für die eigene Arbeit und die perspektivischen Zielstellungen ergebe. Klar war, daß das Betreiben von Frauenforschung ohne ein Aufarbeiten der Geschichte der DDR und ihrer »realsozialistischen« Form der Geschlechterverhältnisse nicht möglich war. In folgenden Fragen zeichnete sich dabei der Umfang der »Aufarbeitung« ab:

- Welche traditionalen Strukturen sind für den Staatssozialismus als einer Variante »moderner« Gesellschaft charakteristisch, welche überkommenen patriarchalischen Formen werden für diese »Tradition in der Moderne« funktionalisiert? Welche Krisenmomente weisen diese Formen (z.B. die Kleinfamilie bei »Doppelbelastung« der Frauen) auf, welche Lösungsstrategien (z.B. sozialpolitische Maßnahmen) werden entwickelt?
- In welcher Weise ist in die staatssozialistische Dominanz des Teilsystems Politik mit seiner zentralistisch-hierarchischen Gliederung und seiner Repräsentations-

funktion das patriarchalisch-paternalistische Prinzip »eingeschrieben«? Wie »verschmelzen« dabei Patriarchat und die politische Idee von einer Gesellschaft sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit zu einer Scheinform, die durch die Repräsentation der »Interessen aller« durch das politische System hergestellt wird? Welche Konsequenzen hat das für eine (weitgehend fehlende) politische Öffentlichkeit – etwa für die Abwesenheit einer Frauenbewegung?

- Wie stabilisieren sich das politische System mit seinem patriarchalisch-paternalistischen Prinzip und die traditionalen Geschlechterverhältnisse sowie deren lebensweltliche kulturell-symbolische Formen wechselseitig? Welche Rolle spielen sozialpolitische Maßnahmen in diesem Zusammenhang für die Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen nicht nur politischer Art?
- Worin lagen die Ursachen für die auffallende Stabilität traditionaler lebensweltlicher Gruppen (Familie, Freundes- und Bekanntenkreise, Solidargemeinschaften) in der DDR? Warum konnten die Verbesserungen in den Lebensbedingungen durch die »Vater-Staat-Politik« von Frauen durchaus positiv und als den eigenen Bedürfnissen entsprechend erfahren und bewertet werden? Und auf welche (mehrfache) Weise wurde dadurch auch eine Abhängigkeit von Frauen (und Frauenbewegungen) erzeugt?
- Welche Folgen hat die »Vater-Staat-Politik« für die Verhaltensstrukturen der Individuen? Entmündigung (als Repräsentierte) aber auch Entlastung von Verantwortung sind allgemein zutreffende Folgen, die zugleich sehr ausgeprägte geschlechterspezifische Gestalt haben.

Die ökonomischen und soziokulturellen Entwicklungen in den neuen Bundesländern seit Oktober 1990 haben gezeigt, daß diese Fragen bisher nicht an Aktualität verloren haben. Deutlicher als in den Monaten vor der staatlichen Vereinigung zeigt sich heute, daß die Unterschiede in kultureller Wertorientierung, in Lebensweise und Mentalität zwischen den Ost- und den Westdeutschen groß sind und sicher noch für längere Zeit wirksam bleiben werden. Genauer zu wissen, woher wir kommen, ist somit eine leitende Fragestellung der Frauenforschung, deren Augenmerk nun in den neuen Bundesländern auf die Analyse der (veränderten) Situation von Frauen durch Arbeitslosigkeit, Abbau sozialpolitischer Maßnahmen, neue Armut, Abtreibungspolitik und -praxis usw. gerichtet ist.

Zugleich darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese sich neu etablierende Frauenforschung bisher kaum Zeit und Möglichkeiten hatte, sich intensiv mit der Frage nach dem »Woher« zu beschäftigen. Erschwert wird die Lage nicht zuletzt dadurch, daß mit der Neustrukturierung der Universitäten und Hochschulen und der Auflösung der Akademie der Wissenschaften viele Wissenschaftlerinnen in unsicheren Arbeitsverhältnissen stehen oder ihren Job bereits verloren haben, gerade geknüpfte Netzwerke zwischen feministisch orientierten Wissenschaftlerinnen gerissen sind und die Perspektiven für Frauenforschung generell, bedingt durch die allgemeine Lage, nicht gerade rosig aussehen. Auf die Resultate, die trotz aller widrigen Umstände bei der Etablierung von Frauenforschung in Ostdeutschland bisher erreicht wurden, möchte ich im folgenden Abschnitt eingehen.

II. Resultate der Frauenforschung in der ehemaligen DDR seit 1989

Das wichtigste Resultat ist meines Erachtens, daß Frauenforschung an sehr vielen Hochschulen und Universitäten Fuß gefaßt hat. Das betrifft in der Regel allerdings vor allem die Geistes-, Sprach- und Kulturwissenschaften, zum Teil auch die sozialwissenschaftlichen Disziplinen, und dies in bisher eher bescheidenem Ausmaße. In vielen Studiengängen wächst dennoch die Anzahl regelmäßiger Lehrveranstaltungsangebote, die sich mit der Situation von Frauen, der Analyse von Geschlechterverhältnissen aus feministischer Perspektive beschäftigen beziehungsweise die Konzepte und Ergebnisse feministischer Wissenschaft (insbesondere der westeuropäischen und nordamerikanischen) zur Diskussion stellen. In einigen Disziplinen ist es gelungen, Lehrangebote zu Geschlechterverhältnissen und zur feministischen Wissenschaft in die Studiengänge einzubauen. Oftmals sind es (jüngere) Wissenschaftlerinnen aus dem Mittelbau, die sich hier besonders engagieren. Es waren und sind vor allem diese Frauen auf der mittleren akademischen Ebene, die sich (z.B. an den Universitäten Leipzig, Halle, Dresden und Rostock) unermüdlich darum bemühen, interdisziplinäre Netzwerke aufzubauen und Lehrangebote im Bereich der Frauenstudien durchzusetzen[7].

Allerdings ist es bisher nirgendwo gelungen, die Institutionalisierung von Frauenforschung so zu wiederholen, wie sie im Herbst '89 mit der Gründung des Zentrums interdisziplinäre Frauenforschung (ZiF) an der Berliner Humboldt-Universität realisiert werden konnte. Hier war durch einige schon länger in der Frauenforschung engagierte Wissenschaftlerinnen (darunter auch einige Professorinnen und Dozentinnen) die Gründung eines solchen Zentrums konzeptionell vorbereitet worden, so daß die Umbruchzeit des Herbstes '89, als plötzlich alles möglich schien und vieles möglich war, für die personelle, räumliche Einrichtung und die (bescheidene) finanzielle Absicherung des Zentrums genutzt werden konnte. Das ZiF ist einer der wenigen Erfolge der Erneuerung einer Universität aus eigenen Kräften und ist als solcher auch vom akademischen Senat Ende 1990 bestätigt worden, indem dieser das ZiF als Einrichtung der Humboldt-Universität anerkannte.

Mit dieser »Vergangenheit« hat das ZiF auch reale Chancen, trotz der gegenwärtigen Neustrukturierung und Kürzung der Personalstellen als Institution zu überleben – zumindest in der jetzt existierenden Form eines Netzwerkes für interessierte Wissenschaftlerinnen und Studentinnen[8]. Es ist auch zunehmend zu einer Anlauf- und Betreuungsstelle für arbeitslose Akademikerinnen im Berliner Raum geworden, die über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen auf ein oder zwei Jahre befristete Forschungsprojekte (z.B. zur Situation von arbeitslosen Akademikerinnen in Berlin/Brandenburg oder zu Problemlagen von Wissenschaftlerinnen im Zuge der Neustrukturierung von Universitäten und Hochschulen) bearbeiten.

Es ist auch gelungen, in der universitären Forschung einige Frauenforschungsprojekte zu verankern (Soziologie, Kulturwissenschaft, Germanistik, Orientalistik u.a.), die zum Teil Drittmittelförderung erhalten. Die wachsende Anzahl von Frauenforschungs-Anträgen auf Drittmittelförderung zum Beispiel beim Senat von Berlin oder bei der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern ist Ausdruck für eine gewisse Konsolidierung der ostdeutschen Frauenforschung. Neben einzelnen Initiativen innerhalb der Frauenbewegung zeichnet sich als Adressatin von Frauenforschung zunehmend die nicht unbeachtliche An-

zahl von Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragten ab, die bereits in den neuen Bundesländern arbeitet.

Zugleich ist aber auch nicht zu übersehen, daß das Interesse an Frauenforschung und am Aufbau von Netzwerken von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen in den wissenschaftlichen Einrichtungen seit den euphorischen Anfängen von 1989/90 kaum zu-, sondern eher abgenommen hat. Einer Minderheit von Aktivistinnen ist es bisher kaum gelungen, den Kreis von Interessentinnen und Mitarbeiterinnen wesentlich zu erweitern. Die Ursachen dafür sind vielfältig:

- Die Neustrukturierung der Universitäten und Hochschulen sowie der Stellenabbau insbesondere im Mittelbau haben zu einer (überproportionalen) Bedrohung der Arbeitsplätze von Frauen sowie zu einer (altersbedingt unterschiedlichen) Unsicherheit in der beruflichen Perspektive geführt. Solche Zeiten der existentiellen Unsicherheit sind wenig günstige Momente, um Frauen für ein Engagement in der feministischen Wissenschaft zu gewinnen; in einer männlich dominierten Wissenschaft verringern sie mit einer solchen Orientierung ihre Chancen in der Konkurrenz um die Jobs womöglich noch mehr.
- Die von den (meist männlichen) westdeutschen Wissenschaftlern dominierten Struktur- und Berufungskommissionen, die gegenwärtig über das Schicksal von Instituten und Personen entscheiden, haben in aller Regel wenig Interesse daran, Frauenforschung durch die Ausschreibung entsprechender Professuren zu fördern. Eher kann man von einer Tendenz sprechen, im Zuge der »Neuordnung« auch die männliche Ordnung wiederherzustellen, was durchaus auch von ostdeutschen KollegInnen mitgetragen wird, die – aus unterschiedlichen Gründen – an der Phrase von der realisierten Gleichberechtigung in der DDR festhalten[9].
- Erstmals im Wintersemester 1991/92 ist der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Studierenden (der Erstsemester) in den neuen Bundesländern von bisher ca. 50 Prozent auf 38 Prozent drastisch zurückgegangen. Zwar läßt sich daraus noch nicht auf eine Tendenz schließen, dennoch ist es ein Zeichen dafür, daß auch im akademischen Bereich eine »Neuordnung« der Geschlechterverhältnisse stattfindet. Frauenforschung hat es unter diesen Bedingungen schwer, von StudentInnen angenommen zu werden. Generell scheint mir die junge studentische Generation nicht sehr am Feminismus interessiert zu sein – jedenfalls nicht an jener Form von Feminismus, die für die Älteren bestimmend für ihre Biographie und ihr Engagement war/ist. Darüber hinaus wissen wir auch viel zu wenig darüber, mit welchen Gefühlen, Ängsten und Erwartungen die jungen Erwachsenen der neunziger Jahre den gesellschaftlichen Entwicklungen gegenüberstehen, wie sie die zunehmend aggressiven, zerstörerischen Tendenzen im Sozialen, in der Alltagswelt mit Blick auf ihre Zukunft verarbeiten und welchen praktischen und symbolischen Ort Geschlechterverhältnisse für sie in diesem Szenario haben.

Im Kontext der gegenwärtigen Kräfte- und Machtverhältnisse an den Universitäten und Hochschulen sowie des generellen Rückgangs von politischem Interesse und Engagement in basisdemokratischen Aktivitäten wie der Frauenbewegung zeichnet sich für die ostdeutsche Frauenforschung ein Problem ab, das noch kaum absehbare Konsequenzen haben wird: Ihre Institutionalisierung über die bisherigen Anfänge hinaus wird weitaus weniger Ergebnis einer Frauenbewegung und eines Druckes »von unten« sein als vielmehr einer Entscheidung »von oben« durch die Struktur- und Berufungskommissionen. Das heißt zum einen, daß Frauenforschung von vornherein als

akademische, (gleichwohl nur) am Rand des traditionellen Wissenschaftsfeldes akzeptierte Wissenschaft etabliert wird. Und das wird zum zweiten wohl auch heißen, daß die Frauenforschung an ostdeutschen Universitäten nur zu einem geringen Teil von ostdeutschen Frauenforscherinnen betrieben werden wird.

Offen bleibt die Frage, auf wieviel Akzeptanz Frauenforschung bei den StudentInnen stoßen wird, die mit ihr als integriertem Teil des Wissenschaftsfeldes bekannt werden, ebensosehr wie die Frage, inwieweit eine solchermaßen etablierte Frauenforschung ihre »subversive« Dimension bei der Aufdeckung von Macht- und Herrschaftsstrukturen (nicht nur, aber auch) im Wissenschaftsfeld beibehalten kann. Dabei wird auch deutlich, daß die Frauenforschung von den aktuellen starken Ost-West-Polarisierungen in der Bundesrepublik nicht unberührt geblieben ist. Auf daraus resultierende Gefahren, aber auch Chancen für die ostdeutsche Frauenforschung möchte ich abschließend eingehen.

III. Probleme und Chancen der ostdeutschen Frauenforschung im vereinten Deutschland

Die Spannungen, die das Verhältnis von Ost- und Westdeutschen seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten um so stärker prägen, je deutlicher wird, wie teuer die Einheit – auf je unterschiedliche Weise – für beide Seiten wird, spiegeln sich auch im Verhältnis von Feministinnen in Ost und West wider. Nach einer kurzen Phase euphorischer Schwesterlichkeit traten schon bald Differenzen und massive Kommunikationsstörungen auf. Seit geraumer Zeit ist das Verhältnis zwischen den Ost- und Westschwestern durch Abgrenzung, Sprachlosigkeit und wechselseitige Vorurteile gekennzeichnet. Marielouise Janssen-Jurreit, die zu den Aktivistinnen der westdeutschen Frauenforschung gehört, äußerte bereits im Herbst 1990 die Befürchtung, daß durch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten (und der Frauenbewegungen) »zwanzig Jahre meines Lebens umsonst gewesen« seien. »Die Frauenkämpfe der letzten Jahre führen zum Nullpunkt zurück.«

Die ostdeutsche Wissenschaftlerin Christine Eifler charakterisiert die Polarisierung so: »West-Emanzen gegen Ost-Muttis, Befreiungskämpferinnen einerseits, Fußfessel der feministischen Bewegung andererseits.«[10] Ost-Feministinnen empfinden nicht selten ihre westlichen Schwestern als überheblich, besserwisserisch, nicht unähnlich dem »Kolonialherrengebaren«, das das allgemeine Verhalten der »Wessis« gegenüber den »Ossis« kennzeichnet. Sie klagen über den Verlust ihrer Identität, über die Ent- und Abwertung ihrer Erfahrungen, aus denen sich ihr feministisches beziehungsweise emanzipatorisches Konzept speist, und reagieren darauf nicht selten mit einer Verklärung der realsozialistischen Frauenemanzipation in der untergegangenen DDR.

Dies ist eine unerfreuliche und belastende Situation, die die Gefahr von (neuen) Mythenbildungen in sich birgt, aber auch die Chance enthält, aus der Ent-Täuschung über die scheinbar problemlose Schwesterlichkeit zur wechselseitigen Akzeptanz des Andersseins und so auch zu neuen Formen gemeinsamen Handelns zu kommen. Und so kränkend es für Ost-Frauen sein mag, wenn sie als Schuldige für den (tatsächlichen

oder subjektiv empfundenen) Verlust von mühsam erkämpften Rechten und Positionen der westdeutschen Frauen herhalten müssen – in diesen Projektionen und Ängsten werden auch künftige Verteilungskämpfe um Macht, Ressourcen, um den Zugang zu den Privilegien »westlicher« Zivilisation usw. antizipiert, die auch die Ziele der (westlichen) Frauenbewegung und die Aufgaben und Themenbereiche von Frauenforschung nicht unberührt lassen werden.

Aus den Abgrenzungen zwischen Ost- und Westfeminismus resultieren für die ostdeutsche Frauenforschung einige aktuelle Aufgabenstellungen:

- Aus der kränkenden Erfahrung, daß auch Frauen in der Lage sind, Frauen zu »den anderen« zu machen (wobei dies im deutsch-deutschen Verhältnis eine doppelte Kränkung ist), kann für die ostdeutsche Frauenforschung ein starker Impuls dahingehend entstehen, aus dem Anderssein heraus, ein Selbstverständnis zu entwickeln, das auf einer fundierten Analyse und einer begrifflich-theoretischen Verarbeitung der Geschichte der real-sozialistischen DDR beruht.
  Ostdeutsche Frauenbewegung und Frauenforschung sind – wie oben gezeigt – wesentlich aus einer Kritik an dieser Gesellschaft, ihrer Gleichberechtigungsideologie und ihren realiter frauenfeindlichen Strukturen entstanden, und sie sind gleichzeitig durch diese Gesellschaft geprägt. Der Stellenwert, den (lebenslange qualifizierte) Berufsarbeit von Frauen, die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufsarbeit, die (staatlich subventionierte und garantierte) Versorgung mit Kindereinrichtungen u. a. in ihren Programmen, Konzepten und Projekten bis heute haben, ist ein Ausdruck davon.
  Aufzuarbeiten, wie diese Einrichtungen in den Systemzusammenhang der realsozialistischen Gesellschaft eingebaut waren und welche – ambivalenten – psychosozialen und kulturellen Folgen sie in diesem Kontext für Frauen und Männer und ihre Verhältnisse zueinander hatten, wäre eine wichtige Voraussetzung, um Gründe dafür zu nennen, warum uns diese Dinge in Politik wie Forschung immer noch und auch mit Blick auf die stattfindenden Transformationsprozesse so wichtig sind. Ostdeutsche Frauenforschung könnte so in der kritischen Hinterfragung und Begründung ihres Selbstverständnisses konkret dazu beitragen, daß die Geschichte der DDR weder einfach »vergessen«, noch in Phantasien vom »verlorengegangenen Paradies« verklärt und damit als unbewältigt weitergeschleppt wird.
- Zur Aufarbeitung der Geschichte mit dem Ziel, ein (neues) Selbstverständnis zu gewinnen, gehört auch die Auseinandersetzung mit uns selbst. Eine kritische Analyse unserer enttäuschten Wunschvorstellungen von deutsch-deutscher Schwesterlichkeit oder auch unserer Allmachtsphantasien von einer gesellschaftsverändernden Frauenbewegung (wie sie etwa vor den Wahlen vom März 1990 so reichlich produziert wurden) könnte unseren Blick für verschiedenes schärfen:
  - für unsere sehr persönlichen Beweggründe uns vor und/oder nach der »Wende« in der Frauenbewegung beziehungsweise Frauenforschung zu engagieren,
  - für den soziokulturellen Hintergrund unserer Biographien, der den Nährboden abgab für unser Engagament für die allgemeine »Sache der Frauen«, mit dem wir doch auch zugleich unsere individuellen Ansprüche auf bestimmte Positionen im sozialen Raum anmeldeten,
  - und für den uns ebenso innewohnenden Glauben, im Namen anderer Frauen sprechen zu dürfen.

Eine solche Analyse würde uns nicht nur helfen, mit den erlittenen Kränkungen im deutsch-deutschen Schwesternverhältnis anders, reflektierter umzugehen, sie könnte vor allem auch der Schlüssel sein für die Konzipierung einer Frauenforschung, die die sozialen und generationsbedingten Differenzen zwischen Frauen ernst nimmt und ihnen in Zeiten einer wachsenden sozialen Differenzierung und Pluralisierung der Lebensformen empirisch-analytisch im Aufzeigen der konkreten Beziehungen zwischen Geschlechter- und Alterspositionen nachgeht.

– Eine solche empirisch orientierte, differenziert und differenzierend arbeitende Frauenforschung ist auch aus einem anderen Grund notwendig. Die gegenwärtigen Transformationsprozesse in Ostdeutschland und in Osteuropa führen zu einer Veränderung von Machtverhältnissen, zu einer Neuformierung von politischen und intellektuellen Eliten, zu einer Neueinteilung von Menschen in »Gewinner und Verlierer«, in Privilegierte und Benachteiligte, in Reiche und Arme. Sicher ist, daß davon auch die westlichen Konsum- und Wohlstandsgesellschaften nicht unberührt bleiben werden. Die ablehnende Haltung vieler Westdeutscher gegenüber den »armen Ostdeutschen« oder den Asylbewerbern ist ebenso ein Ausdruck dafür wie die Ausländerfeindlichkeit der Ostdeutschen, die um die ersehnten Früchte der Einheit bangen. Diese Macht- und Verteilungskämpfe haben sicher praktische Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse, auf das, was Frauen »zugestanden« wird und was diese als selbstverständliche Ansprüche einklagen. Aber mehr noch als in der Realität, in der es wohl keine schlichte Rückkehr zu traditionalen Rollenverteilungen zwischen den Geschlechtern der »einfachen Moderne« geben wird, werden auf der symbolischen Ebene diese Kämpfe in Form von einer »Renaissance« traditionaler Werte, von »bewährten« Vorstellungen von männlicher und weiblicher »Bestimmung« usw. geführt. Empirische Analysen der obengenannten Art könnten auch Aufschluß darüber erbringen, was die (Wieder-)Belebung solcher »altbackenen« symbolischen Geschlechterordnungen für Frauen und Männer mit unterschiedlichen Positionen und Erfahrungshorizonten in diesen Umbruchprozessen tatsächlich – und über die Geschlechterverhältnisse hinaus – bedeuten. Ostdeutsche Frauenforschung könnte damit ihren Blick für Dimensionen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationsprozesse öffnen, die sie bisher mit ihrer konzentrierten Aufmerksamkeit für die Berufstätigkeit von Frauen kaum beachtet hat.

Anmerkungen

1 Auch von Wissenschaftlerinnen aus der alten Bundesrepublik gibt es zu dieser Frage differenzierte Einschätzungen, vgl. z.B.: Katharina Belwe, 40 Jahre Gleichberechtigung der Frauen in der DDR, in: Deutsche Studien, 28 (1990) 10, S. 143–160.

2 Die meisten dieser Forschungen wurden vom Wissenschaftlichen Rat »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« koordiniert und geleitet. Diesem Rat, 1981 gegründet und wie alle Wissenschaftlichen Räte der SED unterstellt, ging ein interdisziplinärer Beirat an der Akademie der Wissenschaften voraus, der 1964 auf Anordnung des Ministerrates gegründet worden war. Dies weist darauf hin, daß – vor allem bedingt durch die volkswirtschaftliche Situation und ihren Bedarf an (qualifizierten) Arbeitskräften – Frauenpolitik ein wichtiger Bestandteil von Gesellschaftspolitik war und die Forschung zu bestimmten »Frauenfragen«

durchaus gefördert wurde. Ihre Ergebnisse wurden vor allem in den Informationsheften dieses Rates, aber auch in einer Reihe von Büchern publiziert.

3 Ein Überblick über diese Forschungen findet sich bei Hans-Jürgen Arendt, Historische Frauenforschung in der DDR, in: Informationen des Wissenschaftlichen Rates »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft«, 3/1989, S. 53–69.

4 Ebenda, S. 56.

5 Ebenda, S. 65.

6 Ein 1990 veröffentlichter Beitrag zur Frauenforschung in der Volkskunde versinnbildlicht diese Berührungsängste und damit auch das oben skizzierte Denkmodell. Die Autorin plädiert nicht nur für die Einbindung historischer Frauenforschung, »die sich auf den Feudalismus und auf die Übergangsepoche zum Kapitalismus bezieht, in die historische Frauenforschung«; in ihrem Aufsatz werden auch an keiner Stelle Geschlechterverhältnisse als Herrschafts- und Machtverhältnisse und symbolische Geschlechteranordnungen als Mittel der Reproduktion und Stabilisierung von Machtverhältnissen zugunsten des männlichen Geschlechts thematisiert. Wenn sie einerseits die Einführung von »Geschlecht« als Strukturkategorie in die (volkskundliche) Frauenforschung der DDR positiv hervorhebt und im nächsten Satz vor einer »blinden Nachahmung« dieses theoretisch-konzeptionellen Ansatzes warnt, dann reproduziert sie – unausgesprochen – die von Arendt formulierten grundsätzlichen Vorbehalte gegenüber feministischer Wissenschaft. Vgl. Martina Moritz, Die Volkskunde und die Frauen, in: Informationen des Wissenschaftlichen Rates »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft«, 1/1990, S. 54–70.

7 So existiert z. B. in Halle seit 1990 ein interdisziplinärer »Frauenforschungsarbeitskreis«, über den auch universitätsoffene Lehrveranstaltungen angeboten werden, kämpfen Frauen an der Leipziger Universität um die Institutionalisierung von Frauenforschung, wird in Dresden an der Technischen Universität eine Koordinierungsstelle für Frauenforschung aufgebaut.

8 Gegenwärtig ist das ZiF institutionell als Geschäftsstelle am Fachbereich Kunst- und Kulturwissenschaften verankert. Es ist personell ausgestattet mit der Stelle einer Geschäftsführerin, einer Sekretärin und einer Mitarbeiterin für Dokumentation und Information. Die inhaltliche Arbeit des ZiF wird durch einen wissenschaftlichen Beirat konzipiert, dem paritätisch Studentinnen, Assistentinnen und Hochschullehrerinnen angehören. Der Beirat und seine Leiterin (die in der Regel eine Hochschullehrerin sein soll und dies nebenamtlich macht), werden von der Vollversammlung der am ZiF mitarbeitenden Frauen jeweils für zwei Jahre gewählt.

9 Auffallend ist auch, daß bei den Ausschreibungen Frauenforschungsprofessuren eine absolute Seltenheit sind (ähnlich der Situation in den alten Bundesländern), wohingegen der Schwerpunkt »Geschlechterverhältnisse« bei der Stellenbeschreibung des öfteren auftaucht. Dies ist einerseits erfreulich, andererseits aber auch eine Form, um Frauenforschung zu verhindern oder zu begrenzen: Auf solche Ausschreibungen können sich auch viele Männer bewerben, die Geschlechterforschung in den letzten Jahren zunehmend als attraktives Forschungsfeld entdeckt haben.

10 Christine Eifler (Hrsg.), Ein bißchen Männerhaß steht jeder Frau. Erfahrungen mit Feminismus, Berlin 1991, S. 9.